

Schatz des Wissens.

Abteilung VI (Band 8 und 9)

Das Tierreich.



Neudamm.

Verlag von J. Neumann.

O. Verber

Das Tierreich

von

Dr. Heck
Direktor des Zoologischen Gartens
zu Berlin

Paul Matschie
Kustos am Museum der Naturkunde
zu Berlin

Prof. Dr. v. Martens
Kustos am Museum der Naturkunde zu Berlin

Bruno Dürigen
Dr. Ludwig Staby
G. Krieghoff.

In zwei Bänden.

Mit 1455 Abbildungen im Text. Zahlreiche Tafeln in Schwarz- und Farbendruck.

Allgemeine Einleitung — Säugetiere.

Don
Dr. L. Heck,
Direktor des Zoologischen Gartens in Berlin.

1896.

Neudamm.

Verlag von J. Neumann.

HECK

515

formel: $\frac{9.1.4.3}{5.1.3.3}$ Der untere, kegelförmig verlängerte Eckzahn wirkt aber merkwürdigerweise nicht mit dem oberen ebenso gestalteten zusammen; sondern im Oberkiefer ist der dritte, äußerste Schneidezahn eckzahnartig ausgebildet, der Eckzahn selbst von ihm durch eine Lücke getrennt und kleiner.

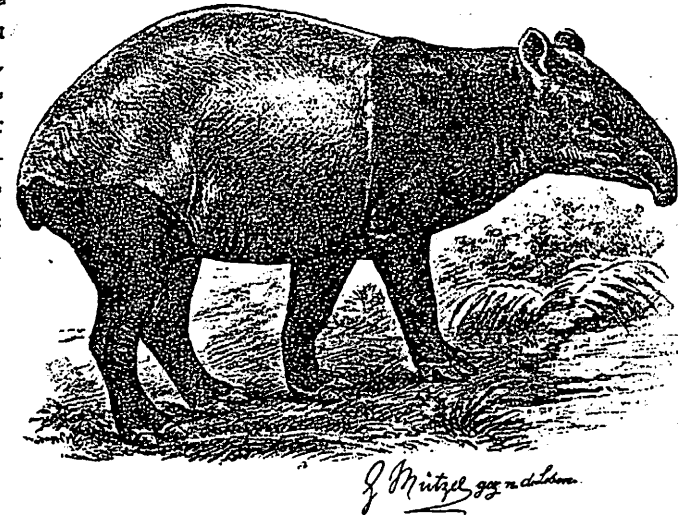
Im Äußeren pflegt man die etwa 1 m hohen und mit Kopf und Hals viel leicht noch einmal so langen Tapire, deren kennzeichnendes Merkmal ein kurzer, aber sehr beweglicher Rüssel ist, als schweineähnlich zu schildern, wohl wegen der starken, dünn beborsteten Schwartenhaut; ich wüßte aber auch nicht, mit was man sonst den ziemlich hochbeinigen, langhalsigen Körper mit dem hochgetrümmlen, abschüssigen Rücken, an dem ganz unten der stummelhafte Schwanz sitzt, vergleichen sollte. Der Tapir, dessen Gattung wir übrigens schon aus dem europäischen Miocän kennen, ist eben der letzte, kaum weiter gebildete Nachkömmling jener alten, wenig ausgeprägten Anfangsformen unpaarhufiger Pflanzenfresser, die im früheren Tertiärzeitalter die ganze Erde bevölkerten; „ein lebendes Fossil aus dem Oligocän“ nennt ihn Neumayr.

Aus diejem Charakter des Überrestes früher zahlreicher und weit verbreiteter Tierformen erklärt sich auch das heutige „zerziffene“ Vorkommen der Tapire einerseits in Hinter-Indien, Sumatra und Borneo, andererseits in Mittel- und Süd-Amerika, und ebenso vermag ich damit sehr wohl die gleichlautend in verschiedenen Fachwerken wiederholte Bemerkung in Einklang zu bringen, daß von den lebenden Arten die altweltliche indische den ausgestorbenen europäischen Formen näher steht als die amerikanischen.

Dagegen mutet mich sehr merkwürdig eine Einteilung der Tapire nach der größeren oder geringeren Ausdehnung der knöchernen Nasenscheidewand an, die ich nach Gill bei Flower und Nydker wiedergegeben finde. Danach wird eine mittelamerikanische Gattung Elasmognathus mit zwischen die Nasenbeine verlängerter Nasenscheidewand abgetrennt, zu der zwei, wie alle amerikanischen, einfarbige Arten gerechnet werden: der nördlichere Bairds Tapir (*T. bairdi Gray*), überhaupt die nördlichste Art, aus Mexiko, Honduras, Nicaragua, Costa Rica und Panama und der anscheinend südlichere Dows Tapir (*T. dowi Gray*), für den aber neben Guatemala auch wieder Nicaragua und Costa Rica als Verbreitungsbezirk angegeben werden. In der eigentlichen Gattung Tapiras mit nicht verlängerter Nasenscheidewand stehen dann zusammen der indische Schabrackentapir (*T. indicus Desm.*) aus Hinter-Indien, Sumatra und Borneo, den man sonst weniger wegen seiner auffallenden, vorn und hinten schwarzen, in der Mitte scharf abgegrenzten weißen Färbung als wegen anatomischer Unterschiede, insbesondere vollkommenerer Ausbildung des Rüssels mit kleinem Fingerfortsatz, allein stellt, und der einfarbig schwärzliche, dünn behaarte, gewöhnliche amerikanische Tapir des Tieflandurwaldes von Brasilien und Paraguay (*T. americanus L.*), sowie schließlich die dicht behaarte, an den Backen weißbärtige Gebirgsform, der Berg- oder Roulins-Tapir (*T. roulini Fisch.*) aus dem Andengebiet, die sich beide, abgesehen von der dunklen Farbe, gegenüber ihrem indischen Verwandten durch den kürzeren Rüssel und einen erhöhten, borstigen Fettkamm vom Nacken her zwischen den Ohren durch bis auf die Stirn kennzeichnen.

Und noch weniger klar wird mir die eigentliche Verwandtschaft der Tapire untereinander, wenn ich bedenke, daß ein Bergtapir, den ich vor einigen Jahren angeblich aus der deutschen Kolonie Blumenau in Süd-Brasilien ganz jung erhielt, keine Spur von dem friehlingsartigen, weiß gefleckten und gestreiften Jugendkleid zeigte, das ich von dem gewöhnlichen amerikanischen Tapir, der Ante der Brasilianer, aus meiner Kölnener Zeit — er pflanzte sich dort meines Wissens zum erstenmal in der Gefangenschaft fort — ganz genau kenne. Ich will daher schließlich nur noch hinzufügen, daß der indische Schabrackentapir das bunte, dem des Wildschweinferkels ähnliche Jugendkleid haben soll.

Die Tapire, über deren Freileben man, mit Ausnahme etwa des gewöhnlichen amerikanischen, nicht gerade viel weiß, — den indischen lernte die europäische Wissenschaft überhaupt erst in diesem Jahrhundert kennen, während er den Chinesen von alters her schon bekannt war — scheinen einsiedlerische, wasserliebende Urwaldbewohner zu sein, deren stumpfsinnig-behagliches Pflanzenfresserleben in der Nähe der Flüsse wohl nur durch die großen Katzen, Tiger und Jaguar, manchmal unangenehm gestört wird.



Indischer oder Schabrackentapir (*Tapirus indicus Desm.*)

Auf dem Tiermarkt ist der gewöhnliche amerikanische häufig, der indische jetzt nicht mehr so selten wie früher, aber immer noch hoch im Preise, alle übrigen Arten sehr selten, nur ausnahmsweise einmal zu haben. Auf den mexikanischen geben neu angeknüpfte Verbindungen mir Hoffnung.

Die Nashörner (Familie Rhinocerotidae) mit ihrer riesigen Größe, in der sie nur vom Nilpferd erreicht und vom Elefanten übertroffen werden, der merkwürdigen Kopfmasse, die ihnen den Namen gegeben hat, und dem mehr oder weniger abenteuerlichen Äußeren machen auf den unkundigen Beschauer entschieden einen „vorjüdischeren“ Eindruck als die Tapire, erweisen sich aber der genaueren wissenschaftlichen Betrachtung durch Fußbau und Gebiß im Sinne des unpaarhufigen Pflanzenfressers weiter fortgeschritten. Die ältesten, nach ihrer Hornlosigkeit Aceratherium genannten Formen, die bereits im Oligocän auftauchen, haben vorne noch vier Beine, die lebenden nur drei, deren

kleine Hufe eine runde Hautsohle von vorne umgeben. Ebenso wird das ursprünglich vollständige Gebiß durch Ausfallen und Verkümmern des vorderen Teiles (Schneide- und Eckzähne) unvollständig, was wieder auf die Ausbildung des Unter- und Zwischenkiefers zurückwirkt, während zugleich die vorderen Backzähne vollkommen Bau und Größe der hinteren Backzähne annehmen. Schließlich bringt die Ausbildung der in der ganzen heutigen Säugetierwelt einzig dastehenden Kopfwaffe eine Vergrößerung und Verdickung der Nasenbeine zu einem rauhen, erhabenen Knochenpolster mit sich.

Unter den lebenden Nashörnern stehen sich die panzerfaltigen, einhörnigen indischen und die glatthäutigen, zweihörnigen afrikanischen Formen gegenüber; beide werden aber verbunden durch lebende indische Arten mit zwei Hörnern und schwacher Faltenbildung und diesen ähnliche ausgestorbene europäische.

Das indische Nashorn des Festlandes (*Rhinoceros indicus L.*), das jetzt auf den Südbhang des Himalayagebirges von Nepal bis Assam im Osten, insbesondere die Nepalsche Tarairregion, zurückgedrängt ist, war früher, als es noch eine weitere Verbreitung in Vorder-Indien hatte, auf dem Tiermarkt nicht ganz selten und ist daher in vielen größeren zoologischen Gärten noch vorhanden, obwohl seit Jahren kein Stück mehr lebend herübergekommen ist.

Es ist neben Elefant und Nilpferd der Dritte im Bunde unserer Riesenschaustücke, wird aber fast am meisten angestaunt ob seiner Größe (gegen 4 m Länge, gegen 2 m Höhe und 40 Centner Gewicht!) und seiner merkwürdigen Hautfaltenbildung, die, Vorder-, Mittel- und Hinterkörper in eine Anzahl tief umfurchter Feldebeneinteilend, den ganzen Rumpf mit einem dicken, für schwächere Geschosse kaum durchdringlichen Panzer umgiebt, während sie vom Halse wellig wie ein spanischer Kragen absteht.

Daß das Horn in langen, mehrjährigen Perioden, aber regelmäßig und ohne daß dabei irgendwelche krankhafte Erscheinungen mitspielen, abgeworfen und wieder erneuert wird, ist in London, Köln und hier mit Sicherheit festgestellt und von meinem Freund und Kollegen Wunderlich nach Beobachtungen an dem Kölner Nashorn in der Festschrift zum 50jährigen Doktorjubiläum unseres gemeinsamen Lehrers und Meisters Leuckart ausführlich beschrieben worden.

Am Kopf fällt die fingerförmige Verlängerung der Oberlippe und die mit der Ausbildung des Hornes zusammenhängende Größe des Riefertails gegenüber dem kleinen, auf geringe Intelligenz deutenden Hirnteile auf, dem tatsächlich das gleichgiltig-stumpfsinnige oder grundlos bössartige Wesen des Tieres entspricht.

Ein Vordergebiß ist noch vorhanden; aber es bleibt nur ein unterer und ein oberer Schneidezahn in jeder Kieferhälfte bestehen. Eckzähne treten überhaupt nur im Unterkiefer auf, und zwar in liegender Stellung; sie sieht man besonders, wenn das Nashorn, am Gitter bettelnd, sein verhältnismäßig kleines Maul öffnet.

Die Römer lernten das indische Nashorn unter Pompejus im Etkus kennen; in der Neuzeit kam das erste 1513 als Geschenk an den König nach Portugal, und nach Skizzen von diesem Tiere ist Dürers phantastische Holzschnittzeichnung entstanden, die sich durch Gesner so lange in den alten Naturgeschichtsbüchern erhielt.

Das Javanische Nashorn (*Rh. javanicus Cuv.*) steht dem festländischen in jeder Beziehung sehr nahe, unterscheidet sich nur durch geringere Größe, etwas

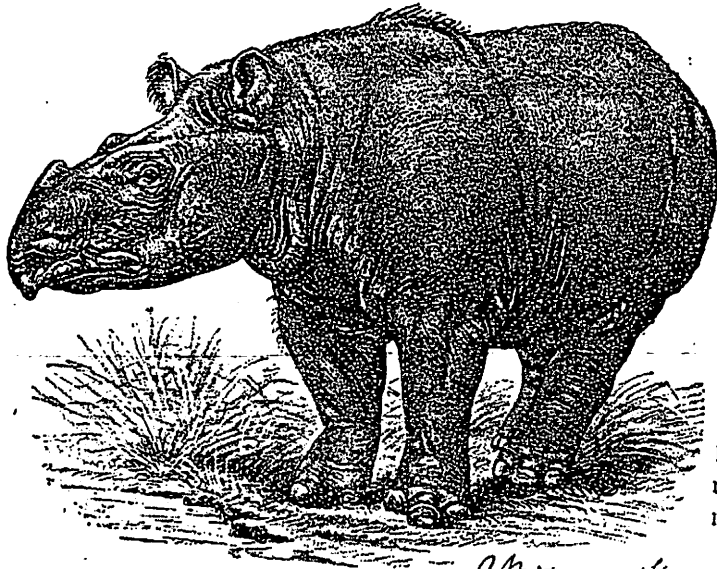


Indisches Nashorn (*Rhinoceros unicornis L.*).

andere Einteilung und glatte Oberfläche des Panzers, dessen Schilde hier nicht mit erhabenen Buckeln bedeckt, sondern aus glatten Vierecken zusammengesetzt sind.

Das Tier war früher einmal im hiesigen und lebt meines Wissens noch im Londoner Garten. Sonst habe ich noch nichts davon gesehen und gehört, und mit dieser Seltenheit auf dem Tiermarkt kann ich mir, wenn ich nicht Ausrottung durch die Engländer annehme, nur schwer die angebliche weite Verbreitung auch auf dem indischen Festlande: von Bengalen bis Assam und sogar in das südwestliche China zusammenreimen.

Noch auffallender und nur bei einer früher formenreichen, jetzt bis auf wenige Überreste ausgestorbenen Tiergruppe zu erklären ist es, daß ganz abweichende, zweihörnige, schwächer gepanzerte und dafür mehr oder weniger behaarte Nashörner in denselben Gebieten vorkommen, nämlich: das Sumatra-Nashorn



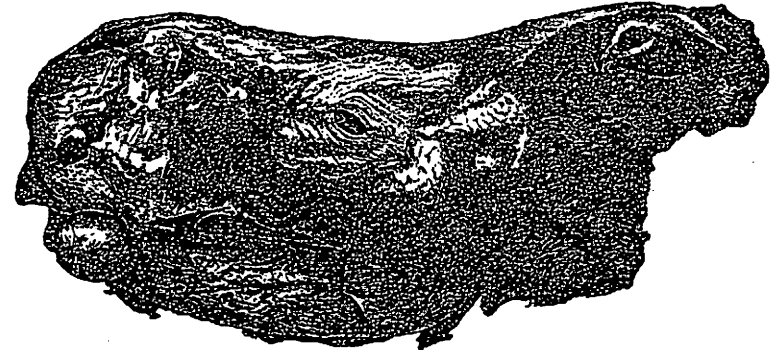
Sumatra-Nashorn (*Rhinoceros sumatrensis* Cuv.).

(*Rh. sumatrensis* Cuv.) und eine sehr nahe verwandte sibirische Art oder Spielart, das Rauhohr-Nashorn (*Rh. lasiotis* Scl.) von dem bengalischen Grenzlande Tschittagong, die Gattung durch Umdrehung des älteren Gattungsnamens *Rhinoceros* als *Ceratorhinus* abgetrennt hat. Es ist thatsächlich eine andere

nach der ursprünglichen Zweifzahl der oberen Schneidezähne ältere Gruppe, die sich ja auch schon äußerlich genügend kennzeichnet durch die zwei in Form niedriger, stumpfer Buckel hintereinander (das hintere auf dem Stirnbein) sitzenden Hörner und die behaarte, weichere und schwächer gefaltete Haut, nach der sie Brehm recht treffend Halbpanzer-Nashörner nennt. Das schwarzhaarige Sumatra-Nashorn ist in den letzten Jahren mehrfach von Pinkert-Weipzig, Volkram-Altona importiert worden, hat sich aber, wie bei älteren Versuchen, als wenig haltbar erwiesen. Dagegen lebt im Londoner Garten heute noch das einzige bis jetzt herübergebrachte Stück des helleren, durch besonders lange Behaarung der Ohrränder ausgezeichneten Tschittagong-Nashorns, das im Jahre 1868, vollkommen ausgewachsen, von englischen Offizieren mit

acht zahmen Elefanten und 200 Mann aus dem Flugsaud herausgeholt wurde und durch diese merkwürdige Geschichte seines Fanges einige Aufklärung geben kann, warum man die Skelette von Mammuten und anderen fossilen Riesentieren oft in aufrechter Stellung findet.

Die Brücke zu den schlankeren, glatt-, aber nachthütigen, mit einem größeren Vorder- und kleineren Hinterhorn bewaffneten Nashörnern des heutigen Afrika (Gattung *Atelodus*) schlagen die ausgestorbenen Arten aus der Diluvialzeit Europas und Nord-Asiens, die im Gebiß (gar keine Schneide- und Eckzähne mehr) schon ebenso weit fortgeschritten sind wie jene. Ich möchte diese nordischen, wollhaarigen Nashörner (*Rh. antiquitatis* oder *tichorhinus* und *Rh. merki*) um so weniger unerwähnt lassen, als sie wahrscheinlich noch gleichzeitig mit dem Menschen



Ein mit Haut und Haaren erhaltener Nashorn-Kopf aus dem sibirischen Eisboden. Der Kopf, dem *Rhinoceros Merki* angehört, ist mit rotlichgelbem Wollhaar besetzt. (Nach Schrenk.)

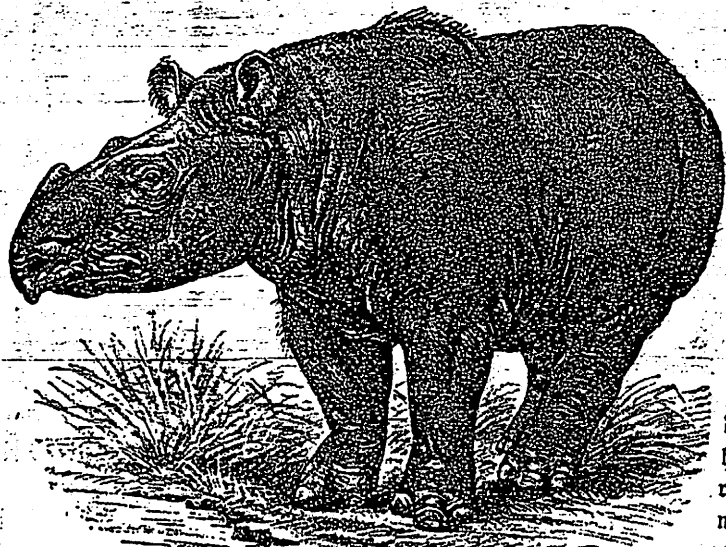
unser Heimat bewohnt und im gefrorenen Boden der Sibirischen Tundra wie in einem natürlichen Eiskeller sich mit Haut und Haaren teilweise bis heute erhalten haben.

Die afrikanischen Nashörner unterscheiden sich in ihrer allgemeinen Erscheinung ebenso von ihren indischen Verwandten, besonders den gepanzerten, wie die Elefanten beider Erdteile: sie sind schlanker gebaut, deshalb aber nicht harmonischer. Ein indisches Nashorn macht ja gewiß keine elegante Figur; aber bei einigem Wohlwollen wird man zugeben, daß es mit seinem breit gewölbten, regelmäßig eingeteilten Panzerleib und dem gefalteten Halsstragen nicht übel aufgeputzt ist; dagegen ist das leichtere, afrikanische mit seinen vorstehenden Hüftknochen und den dünnen, kantigen Beinen einfach ein nacktes, häßliches Ungetüm.

Die Frage, wieviel verschiedene Nashörner es in Afrika giebt, ist bis jetzt ebenso wenig endgiltig gelöst wie so viele ähnliche Fragen auf dem Gebiete der Säugetierkunde. Zwei Arten scheinen ja sicher zu sein: das kleinere, kurzköpfige, spitzschnauzige, mit dem fingerförmigen Fortsatz der Oberlippe versehene Doppelnashorn (*Rh. bicornis* L.), das zu den Zeiten der Hagenbed'schen Nubierkarawanen aus dem Ost-Sudan mehrfach lebend, auch hier in den Garten, gebracht worden

Das Tier war früher einmal im hiesigen und lebt meines Wissens noch im Londoner Garten. Sonst habe ich noch nichts davon gesehen und gehört, und mit dieser Seltenheit auf dem Tiermarkt kann ich mir, wenn ich nicht Ausrottung durch die Engländer annehme, nur schwer die angebliche weite Verbreitung auch auf dem indischen Festlande von Bengalen bis Assam und sogar in das südwestliche China zusammenreimen.

Noch auffällender und nur bei einer früher formenreichen, jetzt bis auf wenige Überreste ausgestorbenen Tiergruppe zu erklären ist es, daß ganz abweichende, zweihörnige, schwächer gepanzerte und dafür mehr oder weniger behaarte Nashörner in denselben Gebieten vorkommen, nämlich: das Sumatra-Nashorn



Sumatra-Nashorn (*Rhinoceros sumatrensis* Cuv.).

(*Rh. sumatrensis* Cuv.) und eine sehr nahe verwandte festländische Art oder Spielart, das Rauhohr-Nashorn (*Rh. lasiotis* Sch.) von dem bengalischen Grenzlande Tschittagong, die Grattung durch Umdrehung des älteren Gattungsnamens *Rhinoceros* als *Ceratohinus* abgetrennt hat. Es ist thatsächlich eine andere

nach der ursprünglichen Zweizahl der oberen Schneidezähne ältere Gruppe, die sich ja auch schon äußerlich genügend kennzeichnet durch die zwei in Form niedriger, stumpfer Buckel hintereinander (das hintere auf dem Stirnbein sitzenden Hörner) und die behaarte, weichere und schwächer gefaltete Haut, wiewohl sie Drehm recht treffend Halbpanzer-Nashörner nennt. Das schwarzhaarige Sumatra-Nashorn ist in den letzten Jahren mehrfach von Pinkert-Leipzig, Volkam-Altona importiert worden, hat sich aber, wie bei älteren Versuchen, als wenig haltbar erwiesen. Dagegen lebt im Londoner Garten heute noch das einzige bis jetzt herübergebrachte Stück des helleren, durch besonders lange Behaarung der Ohränder ausgezeichneten Tschittagong-Nashorns, das im Jahre 1868, vollkommen ausgewachsen, von englischen Offizieren mit

acht zahmen Elefanten und 200 Mann aus dem Flugsand herausgeholt wurde und durch diese merkwürdige Geschichte seines Fanges einige Aufklärung geben kann; warum man die Skelette von Mammuten und anderen fossilen Riesentieren oft in aufrechter Stellung findet.

Die Brücke zu den schlankeren, glatt-, aber nadthäutigen, mit einem größeren Vorder- und kleineren Hinterhorn bewaffneten Nashörnern des heutigen Afrika (Gattung *Atalodus*) schlagen die ausgestorbenen Arten aus der Diluvialzeit Europas und Nord-Asiens, die im Gebiß (gar keine Schneide- und Eckzähne mehr) schon ebenso weit fortgeschritten sind wie jene. Ich möchte diese nordischen, wollhaarigen Nashörner (*Rh. antiquitatis* oder *tichorhinus* und *Rh. merki*) um so weniger unerwähnt lassen, als sie wahrscheinlich noch gleichzeitig mit dem Menschen



Ein mit Haut und Haaren erhaltener Nashorn-Kopf aus dem sibirischen Eisboden. Der Kopf, dem *Rhinoceros Merki* angehört, ist mit rötlichem Wollhaar besetzt. (Nach Schrenk.)

unsere Heimat bewohnt und im gefrorenen Boden der Sibirischen Tundra wie in einem natürlichen Eiskeller sich mit Haut und Haaren teilweise bis heute erhalten haben.

Die afrikanischen Nashörner unterscheiden sich in ihrer allgemeinen Erscheinung ebenso von ihren indischen Verwandten, besonders den gepanzerten, wie die Elefanten beider Erdteile: sie sind schlanker gebaut, deshalb aber nicht harmonischer. Ein indisches Nashorn macht ja gewiß keine elegante Figur; aber bei einigem Wohlwollen wird man zugeben, daß es mit seinem breit gewölbten, regelmäßig eingeteilten Panzerleib und dem gefalteten Halskragen nicht übel aufgeputzt ist; dagegen ist das leichtere, afrikanische mit seinen vorstehenden Hüftknochen und den dünnen, kantigen Beinen einfach ein nacktes, häßliches Ungetüm.

Die Frage, wieviel verschiedene Nashörner es in Afrika giebt, ist bis jetzt ebenso wenig endgültig gelöst wie so viele ähnliche Fragen auf dem Gebiete der Säugetierkunde. Zwei Arten scheinen ja sicher zu sein: das kleinere, kurzköpfige, spitznauzige, mit dem fingersförmigen Fortsatz der Oberlippe versehene Doppelnashorn (*Rh. bicornis* L.), das zu den Zeiten der Hagenbed'schen Nubierkarawanen aus dem Ost-Sudan mehrfach lebend, auch hier in den Gärten, gebracht worden

ist, und das größere, langköpfige, breitmäulige Stumpfnashorn (Rh. simas Burch.) überhaupt die größte Nashornart, die meines Wissens bis jetzt nur Baron Walter Rothschild in seinem Museum Tring bei London ausgestopft besitzt. Die Unterscheidung nach der Schnauzenform ist wohlberechtigt, weil diese mit der Lebensweise zusammenhängt: das Doppelnashorn lebt mehr im Busch und äßt sich wahr-scheinlich viel auch von Blättern und Zweigen, während das Stumpfnashorn ein ausgeprägter Steppenbewohner und Grasfresser ist. Dagegen sind die alten, beide Arten dieselbe von Gelblichgrau bis Schieferschwarz, an den verschiedenen Stellen und auf den verschiedenen Körperteilen wechselnde Farbe haben.

Nun aber die geographische Verbreitung! Ob uns hier des Rätsels Lösung aus der Bemerkung bei Flower und Dybcker kommen könnte, daß das Doppelnashorn die wald- und wasserreichen Gegenden Afrikas von Abyssinien bis zur Kapkolonie bewohne, während das Stumpfnashorn mehr auf der offenen Grassteppe und nur südlich des Zambeze gefunden werde? Wir haben uns ja schon bei den indischen Nashörnern daran gewöhnen müssen, die verschiedenen Formen nicht in dem Sinne als nächste Verwandte zu betrachten, daß sie sich in verschiedenen geographischen Bezirken vertreten und ersetzen, und so könnten ja am Ende auch die beiden afrikanischen Arten neben- und durcheinander vorkommen, zumal sie thatsächlich verschiedene Lebensweise führen und dem entsprechend verschiedene Aufenthaltsorte innerhalb desselben weiteren Verbreitungsbezirktes suchen werden. Dann würde auch die Notwendigkeit wegfallen, alle die schwarzen, bis 1 m. langen, platten, schwertförmigen, wenig oder gar nicht gebogenen Vorderhörner deutschostafrikanischer Nashörner, die ich in den letzten Jahren gesehen habe, auf Rh. bicornis zu beziehen, was mir doch einigermaßen gegen die Haare geht, wenn ich mich von früher erinnere, welche ein kurzes, dickes, hell gefärbtes, in der Form ganz einem grob zugespitzten Zimmermannspfehl gleichendes Vorderhorn das Doppelnashorn des hiesigen Gartens hatte. Nun hat Sclater von Nordost-Afrikana, also südöstlich vom Victoriasee, ein Rh. holmwoodi aufgestellt, und Telet und Höhnel, die ihre Karawane vielfach mit Nashornfleisch ernährten, sind schon aus diesem praktischen Grunde nördlich des Äquators in der Gegend des Baringosees die Kleinheit, Bierlichkeit und Beweglichkeit der Nashörner auf des Baringosees die Kleinheit, Bierlichkeit und Beweglichkeit der Nashörner auf Gebieten einander ersetzende Nashornarten in Afrika leben.

Jedenfalls ist es höchste Zeit, mit allen Mitteln die wissenschaftliche Bearbeitung und Klarstellung der afrikanischen Nashörner zu fördern; denn kein anderes Großwild fällt der zunehmenden Zahl der Afrikajäger so leicht und im Verhältnis zu dem langsamen Nachwuchs so verhängnisvoll massenhaft zum Opfer, wie gerade das stumpfsinnige, gegen die Gefahr anscheinend gleichgültige Nashorn das zwar, im plötzlichen Schreck zum Angriff übergehend, eine ganze Karawane zersprengen und einige schwarze Träger zu Schanden stoßen und trampeln kann, aber, durch die Hörner und die ganze Kopfform in seinem Gesichtsfeld, leb-

beschränkt, einem europäischen Jäger mit moderner, schwerer Büchse, nicht gewachsen ist: er kann das wütende Untier, noch im letzten Augenblick kaltblütig zur Seite springend, mit einem guten Blattschuß niederstrecken, wenn es, gereizt oder angeschossen, in schnurgerader Linie auf ihn losstürmt. Das Stumpfnashorn ist schon äußerst selten geworden, die Zeit seiner vollkommener Ausrottung kann gar nicht mehr fern sein, und auch die Zahl des Doppelnashorns vermindert sich von Jahr zu Jahr, owing to the persecution of sportsmen, and especially of English sportsmen, wie Flower und Dybcker betonen, die doch gewiß ihren Landsleuten nicht zu nahe treten wollen. Wir Deutschen sind aber jetzt leider auch nicht mehr unschuldig an dieser beschämenden Thatsache, seit in unseren Jagdzeitungen gewisse Leute bramarbasieren, wie sie es den Nilpferden und Nashörnern (sic!) besorgen werden, sobald sie wieder „hinüber“ kommen, und man kann daher nur wünschen, daß es unserm Gouverneur v. Wisnmann, der als echter Jäger auch ein echter Heger ist, gelingen möge, durch seine Jagdgesetze dem Außersten vorzubeugen. Dann wird es ihm hoffentlich auch gelingen, einmal ein junges deutschostafrikanisches Nashorn lebend herüberzubringen! Ein Festtag für unseren zoologischen Garten, den ich schon lange herbeisehne!

Die Pferde (Familie Equidae)

sind unter den Unpaarhufiern die einzige „modernen“, in unsere Erdperiode und zu unserer übrigen Tierwelt passenden Gestalten; sie sind aber auch die Unpaarhufier in der denkbar höchsten Vollkommenheit, nämlich Einhufier, die nur im dem Kastrantien (Daumenwärtzen, Hornwärtzen) an der Innenseite der Hufe vielleicht noch eine letzte Spur, eine „Marke“ von Nebenhefen erkennen lassen. Eine einzige Behe bedeutet das Mindestmaß notwendiger Berührung mit dem Erdboden, und ihr Besitzer muß zum Schnellläufer geschaffen erscheinen. Dieser eine Huf muß aber besonders fest, und damit kein steifer Stelzenläufer entsteht, seine Verbindung mit dem übrigen Körper besonders elastisch sein. Diese Bedingungen erfüllt nun thatsächlich die bei jedem Schritt „spielende“ Fessel des Pferdes (das erste, hinterste der drei Behenglieder) ebenso vorzüglich, wie der aus zäher Hornmasse bestehende Huf, an dem man die hinten nicht ganz geschlossene Mauer oder Hornwand mit dem sehr harten, nach unten etwas vorspringenden Tragrand, dem dreieckigen, in die hintere Lücke der Mauer eingreifenden Strahl und die weiche, von zwei Schenkeln des Strahles winkelförmig durchzogene Sohle unterscheiden.

Das Gebiß der Pferde ist vollständig, mit allen drei Zahnarten versehen (Zahnformel $\frac{8 \cdot 1 \cdot 8 + 8}{3 \cdot 1 \cdot 3 + 3}$) und wird bekanntlich im Handel zur Erkennung des Alters benutzt, besonders vermöge der Abnutzung der sogenannten „Kunden“, d. h. der Figuren, die die Schmelzfalten auf der oberen Fläche der unteren Schneidezähne bilden.

Die lebenden Pferde sind sich bis auf Färbungs- und andere geringe Unterschiede (Länge der Ohren, Behaarung des Schwanzes, Vorhandensein oder Fehlen der hinteren Kastrantien) so ähnlich, daß man sie heute noch in dieselbe Gattung Equus vereinigt, obwohl unter sich die südafrikanischen mehr oder weniger quer gestreiften Tigerpferde, dann die ostafrikanischen, mehr oder weniger